

Deutschland steckt in der schwersten Wirtschaftskrise seit Jahrzehnten. Banken taumeln, Unternehmen gehen pleite. Menschen bangen um ihren Arbeitsplatz und haben Angst vor der Zukunft. Das Land steht vor gewaltigen Herausforderungen. Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Staat müs-

Generation-D

sen und werden sich verändern. Auf junge Menschen kommt dabei eine besondere Verantwortung zu. Der Wettbewerb Generation-D, der in diesem Jahr zum zweiten Mal

ausgeschrieben wird, sucht Studentinnen und Studenten, deren Projekte und Initiativen sich den Problemen unserer Zeit widmen, realisierbar sind und so zum Wandel beitragen. Es ist ein Wettbewerb von Studenten für Studenten. Die besten Ideen werden im Herbst in Berlin prämiert.

Die Kraft der Zerstörung

Die Wirtschaftskrise ist auch eine Chance. Es ist an der Zeit, die alten Denkmuster abzuschütteln.

Von Marc Beise

Drei Worte, leicht hingeworfen in Schreibrift, grell auf pinkem Untergrund. *Search and Destroy*. Der Schweizer Künstler Lori Hersberger hat diese Neon-Installation im Jahr 2003 geschaffen, und sie hängt, dreieinhalb Meter breit, in einer prachtvollen Jugendstilvilla in Zürich, die sinnigerweise eine Unternehmensberatung beherbergt.

Bevor Hersberger zur bildenden Kunst fand, war er vor allem Rockmusiker. *Search and Destroy*, Suchen und Zerstören, gilt als Leitmotiv der „Stooges“ aus der Urzeit des Punk. Die Band widmete diesem Ausspruch einen Songtitel, der zum Motto für die Punk-typische Destruktionslust wurde. Bei Herberger gewinnen die drei Worte neue Interpretationsmöglichkeiten. Der Betrachter kann ihnen eine eigene Bedeutung zuweisen. Das Suchen wird zur kreativen und produktiven Kraft, der Aufruf zur Zerstörung setzt sich über bestehende Verhältnisse hinweg, zwingt zur Evolution.

Search and Destroy könnte das Motto zur Bewältigung der aktuellen Wirtschaftskrise sein. Suche die Ursachen, ändere die Strukturen und schaffe eine bessere Welt. Wissenschaftlich weist uns Joseph Schumpeter diesen Weg – mit seiner vielzitierten Phrase von der „schöpferischen Zerstörung“. Der österreichische Sozialwissenschaftler, der sein Bild von der Wirtschaft als Finanzminister, Banker und Bankrottierer entwickelt hatte, passt mit seinem Gedankengut haargenau in die aktuelle Debatte über den Kapitalismus, die Krise und die Zukunft.

Der Kapitalismus, so schrieb es Schumpeter 1942 an der Elite-Universität Harvard auf, unterliege dem permanenten Prozess einer industriellen Mutation, der die Wirtschaft immer wieder von innen heraus revolutioniere, „unaufhörlich die alte Struktur zerstört und unaufhörlich eine neue schafft“. Das also könnte die gute Nachricht sein, dass nach aller Erfahrung die Marktwirtschaft zum Wohle der Menschen auch diese Krise überleben und aus ihr womöglich sogar gestärkt hervorgeht.

Dabei geht es nicht nur um Strukturen, um Kreditgeschäfte und Risiko, um Verantwortung und Regulierung. Es geht, wie immer in der Wirtschaft, vor allem um Menschen. Wenn sich die Führungskräfte nicht ebenfalls um Erneuerung bemühen, wenn sie ihr Denken und Handeln nicht auf den Prüfstand stellen und sich bei Bedarf eben auch neu erfinden, dann kommt die nächste Krise womöglich schneller als viele erwarten.

Besser wäre es, die nächste Krise ließe lange auf sich warten. Denn die wirtschaftspolitische Lage in der Welt, und ganz konkret in Deutschland, ist heikel. Schon unter normalen Umständen ist die in die Jahre gekommene Wirtschaftswunder-Nation nicht wirklich gerüstet für eine ausgereifte Globalisierung. Der Stolz der deutschen Wirtschaft, die Exportindustrie, gerät mehr und mehr unter Druck. Märkte brechen weg, neue Technologien entstehen anderswo, frische Wettbewerber treten auf den Plan. Wenn aber die Wirtschaft an Kraft verliert, lässt sich das soziale Niveau nicht halten. Die Sozialversicherungssysteme geraten dann erneut in die Diskussion. Einzig die Rentenversicherung ist einigermaßen krisenfest organisiert. In der Gesund-

heitspolitik wird pausenlos reformiert, und das Ergebnis lautet: Alles wird teurer, nichts wird besser, aber dafür vieles komplizierter. Der Arbeitsmarkt ist unflexibel, das Bildungssystem veraltet.

Durch die Finanzkrise wird alles noch komplizierter. Die höhere Arbeitslosigkeit wird die Kosten der Sozialsysteme explodieren lassen, die zu erwartende Geldentwertung trifft die Empfänger von Sozialleistungen. Die riesige Verschuldung engt die Spielräume des Staates ein. Völlig offen sind die Auswirkungen, wenn die Rezession in eine Deflation und später eine Inflation übergehen würde. Es gibt also genügend Gründe, die Zukunft neu zu denken. Ein Weiter-so darf es nicht geben, die alten Rezepte taugen nicht. Die heutige Managergeneration allerdings zeigt wenig Bereitschaft, sich neu zu erfinden, grundsätzlich zu denken. Die Manager verstecken sich hinter ihren Zahlen und kürzen und schneiden nach alten Mustern, wo es geht.

Die Hoffnung liegt deshalb auf einer neuen Generation, die gerade an den Universitäten ausgebildet wird. Wir nennen sie die Generation-D. Dabei geht es um die Betriebswirte, die später in Unternehmen Verantwortung tragen. Aber auch um Sozialwissenschaftler. Um Juristen. Um Pädagogen, die sich um die Bildung von morgen bemühen. Diese und andere Absolventen müssen frühzeitig lernen, Verantwortung zu empfinden und sich für Mensch und Gesellschaft zu interessieren. Eigennutz und Gewinnstreben seien ihnen gegönnt, aber die dürfen nicht alleiniger Antrieb sein.

Potentiale in diesem Sinne gibt es in den Universitäten, aber sie werden zu wenig genutzt. Der alte Geist des *Studium generale* wird kaum noch gelebt. Früher konnte sich auch ein Betriebswirt der Kunstgeschichte widmen, oder ein Jurist sich mit Fragen eines weichen Völkerrechts beschäftigen. Heute ist die Welt dafür zu schnell geworden. Wer sich aber einzig dem Fachstudium ergibt, setzt sich Scheuklappen auf, die er nie wieder ablegen wird. Wehe dem Unternehmen, auf das er einmal losgelassen wird.

Der Münchner Politikwissenschaftler Dieter Frey klagt, dass der intellektuelle Diskurs in Deutschland vernachlässigt werde. „Viele Wissenschaftler denken zu wenig visionär und bemühen sich auch nicht, ihre Studenten dazu anzuregen“, sagt Frey, der auch akademischer Leiter der Bayerischen Eliteakademie ist. An ihr haben die Besten ihres Fachs die Chance, sich interdisziplinär weiterzuentwickeln. Die Eliteakademie ist, ebenso wie die *Süddeutsche Zeitung*, Träger des Wettbewerbs „Generation D“, mit dem junge Menschen motiviert werden sollen, Reformen im Kleinen zu denken.

Was an den Universitäten versäumt wird, wiederholt sich nach Freys Beobachtung in den Unternehmen. „Das ist bedauerlich, weil die jungen Menschen sich rasch anpassen. Wenn sie merken, dass ihre Karriere schneller vorangeht, wenn sie die vorgegebenen Denkmuster nicht in Frage stellen, dann halten sie sich daran. Sie hören auf, neue Ideen zu entwickeln, das ganze kreative Potential geht verloren.“

Es ist aber nicht die große Politik, die die Veränderungen anstoßen wird, nicht in einer Gesellschaft, in der immer weniger Menschen von ihrer eigenen Arbeit leben und die Transferempfänger auf dem Weg sind, zur Mehrheit zu werden. Die Veränderungen müssen von unten kommen. Eben aus den Universitäten.



Der Wettbewerb Generation-D geht in die zweite Runde. Die schnellsten und pfiffigsten Ideen von Studenten stellt die Süddeutsche Zeitung in den nächsten Wochen vor. Illustration: Stefan Dimitrov

Gemeinsam anpacken

Der Wettbewerb:

Generation-D ist ein bundesweiter interdisziplinärer Ideenwettbewerb von Studenten für Studenten an deutschen Universitäten und Hochschulen. Er wird in diesem Jahr zum zweiten Mal ausgeschrieben. Die vier Initiatoren - Bayerische Elite Akademie, Süddeutsche Zeitung, Allianz SE und Stiftung Marktwirtschaft - wollen Kreativität und Mut zu gesellschaftlichem und sozialem Engagement fördern. Prämiert werden realisierbare, gute und nachhaltige Ideen, die sich zentralen Problemen der Gesellschaft widmen. Der Wettbewerb ist mit insgesamt 15 000 Euro dotiert und wird von der Hochschulrektorenkonferenz und vielen namhaften Professoren unterstützt.

Die Themen:

Gesucht werden Ideen aus den Bereichen Arbeit, Wirtschaft & Umwelt, Bildung & Kultur sowie Soziale Gesellschaft. Gefordert sind Antworten auf Fragen wie diese: Wie lassen sich Ökonomie und Ethik verbinden? Wie können Unternehmenskulturen Arbeit, Leben und Familie gerecht werden? Wie sieht lebenslanges Lernen aus? Welche gesellschaftlichen Impulse hat die Kunst? Wie können die Bildungschancen für sozial benachteiligte Menschen verbessert werden? Wie kann die Zivilcourage gestärkt werden?

Einsendeschluss: 31. Juli 2009

Mehr zum Wettbewerb unter www.gemeinsam-anpacken.de

„VWL ist wieder höchst beliebt“

Irene Rath über Studenten in Zeiten der Wirtschaftskrise

Irene Rath ist Wirtschaftswissenschaftlerin und Lehrbeauftragte im Fachbereich Sozialökonomie der Universität Hamburg. Von ihren Studenten beteiligten sich 2008 vier Teams am Wettbewerb Generation-D, so viele wie von keinem anderen Partnerlehrstuhl. „Es war leicht sie zu motivieren.“

SZ: Viele Menschen in Fabriken und Büros fürchten wegen der Finanzkrise um Ihren Job. Machen sich auch an der Universität Zukunftsängste breit?

Irene Rath: Schon. In den vergangenen Jahren waren die Studenten in der glücklichen Situation, dass sie nach der Uni meist sofort einen Job gefunden haben. Momentan sind sie wegen des Studiums zwar noch in einer geschützten Situation, aber was danach kommt ist unklar.



Irene Rath ist Wirtschaftswissenschaftlerin im Fachbereich Sozialökonomie der Universität Hamburg. Foto: oh

SZ: Ist die Finanzkrise ein Thema in Vorlesungen und Seminaren?

Rath: Ja. VWL ist wieder höchst beliebt. Die Studenten wollen wissen, was es denn nun bedeutet, wenn der amerikanische Präsident Barack Obama die Geldpresse anwirft. Und über die Wirkungen solcher Eingriffe, ob sie gut oder schlecht sind, ist bei den Klassikern der Ökonomie viel nachzulesen. Die Studenten wollen verstehen, was da gerade läuft in Politik und Weltwirtschaft.

SZ: Was ist die häufigste Frage?

Rath: Was sind die Ursachen der Finanzkrise? Wie können wir sie lösen?

SZ: Was glauben Sie und Ihre Kollegen, wie lange die Krise dauern wird?

Rath: Die Pessimisten rechnen mit einer länger andauernden Krise. Die Optimisten sagen, das geht dieses Jahr schon wieder vorbei.

SZ: Es muss auch Optimisten geben!

Rath: Ja! Es wäre ganz schlimm, wenn wir alle Hoffnung verloren.

SZ: Aber die Leichtigkeit des Studiums vor der sicheren Aussicht auf einen Job, ist erst einmal vorbei?

Rath: Nein. Die Jugend ist immer hoffnungsfroh. Und das soll sie auch sein.

SZ: Ist es heute schwerer, Studenten für Projekte zu begeistern, die nicht unbedingt in Punkten und Noten münden?

Rath: Nein, eher umgekehrt. Durch die Krise sind die Studenten sehr motiviert. Das ist doch die Generation, die etwas verändern wird und das wird sie auch.

SZ: Wofür interessieren sich die Studenten besonders?

Rath: Umwelt ist ein großes Thema, Bevölkerungsentwicklung, demografischer Wandel, über solche Themen werden gerne Hausarbeiten geschrieben.

SZ: Dafür gibt es aber Punkte!

Rath: Ja, aber man kann ja ein einfacheres Thema wählen, wie zum Beispiel ein Motivationsthema, also wie sich Menschen zu etwas bewegen lassen. Und für den Wettbewerb Generation-D reicht die Hausarbeit allein ja nicht aus. Da kam noch einmal viel oben drauf und das haben die Studenten gerne gemacht.

SZ: Aus Ihrem Studentenkreis kamen vier Teams, so viele wie von keinem anderen Partnerlehrstuhl. Wie haben Sie Ihre Studenten zur Teilnahme bewegt?

Rath: Das war nicht schwer. Sie waren im ersten Semester. Die beginnen ihr Studium mit großen Hoffnungen und voller Zuversicht. Für Projekte, mit denen man das Leben verändern kann, lassen sie sich leicht motivieren. Warum sollte man nicht anpacken? Wir haben es allerdings nicht unter die Finalisten geschafft. Ich fand es toll, dass sie mitgemacht haben.

SZ: Machen Sie wieder mit?

Rath: Das weiß ich noch nicht. Ich gebe dieses Jahr einen anderen Kurs, Grundkurs VWL, der endet mit einer Klausur. Letztes Jahr hatte ich einen fächerübergreifenden Grundkurs. Am Ende mussten die Studenten eine Hausarbeit schreiben und eine Präsentation erstellen, auf deren Basis wurde der Beitrag für den Wettbewerb ausgearbeitet.

SZ: Die sogenannten Eliten stehen als Mitverantwortliche der Krise in der Kritik. An den Hochschulen werden die künftigen Manager ausgebildet. Wäre es nicht an der Zeit, über nachhaltige, wertorientierte Lehrinhalte nachzudenken?

Rath: Ethik, Unternehmenskultur, Nachhaltigkeit, Soziologie sind schon immer neben VWL, BWL und Recht Teil des Grundstudiums. Unsere Studenten wissen sehr gut, wie das Miteinander funktioniert, und wir hoffen auch, dass sie dieses in der Praxis anwenden.

Interview: Elisabeth Dostert

3 aus 99 – Was aus Projekten des Jahres 2008 geworden ist



Studenten sollten sich in der Gesellschaft engagieren, findet das Team Philanthropie. Deshalb bietet es Projekten wie dem Verein Rückenwind für Leher Kinder Hilfe an. Er bietet einen Ort zum Wohlfühlen. Gekocht wird auch. Foto: oh

Kleine Schritte mit den Kindern aus Lehe

Friederike Görke hat gestaunt, als die Studenten von der Hochschule Bremerhaven bei ihr auftauchten und Hilfe anboten. Görke, Rentnerin, ist eine der „Gründungsmütter“ des Vereins Rückenwind für Leher Kinder. Im Bremerhavener Stadtteil Lehe leben rund 40 Prozent der Kinder unter 15 Jahren in einer Hartz-IV-Familie, fast jedes zweite Kind lebt unter der Armutsgrenze. Solchen Kindern bieten Görke und ihre Mitstreiter einen Ort zum Wohlfühlen, sie helfen bei den Hausaufgaben, spielen und kochen mit den Kindern. „60 kommen jeden Nachmittag in das Haus in der Goethestraße“, sagt Görke. Irgendwann im Frühjahr 2008 tauchten dort auch Mitglieder des Teams Philanthropie auf. Mit ihrem Projekt „Kleine Schritte“ landeten die Studenten des Kreuzfahrtmanagements unter den elf Finalisten. „Wir wollen, dass die Studenten ihre akademische Welt mal verlassen und sich in die Gesellschaft einbringen“, erzählt Mareike Emde, eine von ihnen. Das Team hat es geschafft, dass „Zivilgesellschaftliches Engagement und Aktionsforschung“ seit diesem Sommer ein fachübergreifendes Wahlpflichtfach an der Hochschule ist. Sieben Studenten haben sich eingeschrieben. „Punkte gibt es auch“, erzählt Emde, „drei, wie für andere Fächer auch“. Diese Woche findet die erste Vorlesung statt. Irgendwann in den nächsten Monaten werden die Studenten wieder zu Friederike Görke gehen, um über gemeinsame Projekte zu reden. „Zu tun gibt es genug“, sagt sie. etd



Die Homepage der Citypendler, einer Mitfahrzentrale für Pendler. Aus der Idee der Studenten ist mittlerweile eine Firma geworden. Einen Geldgeber fanden sie auch. Foto: oh

Ein Engel für die Citypendler

Eine Idee wird erwachsen – das zeigt sich manchmal schon am Wandel der Rechtsform. Gerade ging die als GbR gegründete innerstädtische Mitfahrzentrale Citypendler in eine GmbH auf, erzählt Marc Schachtel. Er hat gemeinsam im Team mit den Citypendler-Gründern Daniel Auener und Paul Vierkant in der Kategorie Umwelt gesiegt. In Egbert Hünwaldt haben die Studenten aus Berlin auch einen Business Angel gefunden, der sich mit grünen Existenzgründern auskennt. Der ehemalige Geschäftsführer von Öko-Test hat über seine Marketingagentur das Netzwerk Green Venture.Net gegründet. „Einen Betrag unter 100 000 Euro“, hat Hünwaldt in die Citypendler gesteckt. Ihm gehört die Mehrheit an der Mitfahrzentrale, den Rest teilen sich mittlerweile fünf Studenten. Weil Gründer Auener sich nach Citypendler mittlerweile einen zweiten Lebensraum erfüllt hat und nach Schweden ausgewandert ist, führt Hünwaldt die Geschäfte. An der Zahl der registrierten Nutzer habe sich in den vergangenen Monaten wenig geändert. Sie bewege sich in einem „niedrigen vierstelligen Bereich“, sagt Schachtel: „Wir richten gerade das Geschäftsmodell neu aus.“ Mehr will er nicht verraten. 2010 soll Citypendler „auf jeden Fall Gewinn machen“, kündigt Hünwaldt an. Die Konkurrenz auf dem Markt kommerzieller Mitfahrzentralen ist groß. Der Markt aber auch. Studien zufolge nutzen nur drei Prozent aller Berufspendler Fahrgemeinschaften. etd



Dejan Stojicevic und der Prototyp des Wasserfilters für Menschen in Entwicklungsländern. Das Projekt ruht erst einmal. Aber der Traum ist noch da, sagt Stojicevic. Foto: etd

Der Traum vom Wasserfilter

„Wir haben uns nicht weiter bewegt und das Projekt auf Eis gelegt“, sagt Dejan Stojicevic freimütig: „Wir haben uns erst mal um unseren Abschluss gekümmert.“ Gemeinsam mit drei Kommilitonen an der Hochschule Aalen hat er einen Wasserfilter ausgetüftelt, der ohne Strom auskommt, wenig wiegt, einfach zu handhaben ist und deshalb besonders geeignet ist für Menschen in Entwicklungsländern. Nach Schätzungen der Vereinten Nationen haben 3,7 Milliarden Menschen keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser. Jedes Jahr sterben 1,5 Millionen Kinder unter fünf Jahren an Durchfallerkrankungen, weil sie schmutziges Wasser getrunken haben, berichtet das Kinderhilfswerk Unicef. So ein Filter könnte helfen. Im Wettbewerb hat es das Team „Vital Water“ mit seinem Prototyp unter die 30 Besten geschafft. Der Filter besteht aus einem Plexiglas-Behälter, einem Plastikkeimer, rostigen Konservendosendeckeln, einer aufgeschnittenen Mondamin-Büchse, Drähten und dünnen Metallrohren. Die Betriebswirtschaftsstudenten waren schon ziemlich weit mit ihrer Idee. Es gab einen Business-Plan mit detaillierten Absatzplänen und Umsatzerwartungen. „Wir waren auch in Kontakt mit Lieferanten, die Teile aus Edelstahl für den Filter zuliefern können. Aber solche Kontakte schlafen auch rasch wieder ein, wenn man sich nicht darum kümmert.“ Stojicevic wird jetzt erst einmal in der Firma des Vaters arbeiten: „Aber der Traum vom Wasserfilter ist noch da.“ etd